

### Normalitätsbegriff

weichung in zwei verschiedenen Richtungen, d. h. »nach oben« (z. B. bei hoher Intelligenz) und »nach unten« (bei niedriger Intelligenz). Im Gefolge *Freuds* stellt man sich auch psychische Abnormitäten (→ *Neurose*, → *Psychose* und *Kriminalität*) als nur graduell von der Normalität verschieden vor.

2. Die *ideale Norm* definiert einen Zustand der Vollkommenheit, dessen Erreichung manchmal – aber nicht immer – als möglich, stets aber als wünschenswert betrachtet wird. Bezogen auf die Erscheinungen und das Verhalten des Individuums kommt ihr daher ein *Aufforderungscharakter* (*K. Lewin*) zu. Im Sinne der Tugendlehre des *Aristoteles* (»Nikomachische Ethik«) hält die ideale Norm jeweils die »richtige Mitte« zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig ein, ohne daß dabei etwas über die Häufigkeit der Realisierung dieses Zustandes ausgesagt würde. Die Größe der Abweichung von einer idealen Norm mag sich zwar quantitativ ausdrücken lassen (z. B. das Maß der Unpünktlichkeit eines Menschen), im Prinzip wird aber

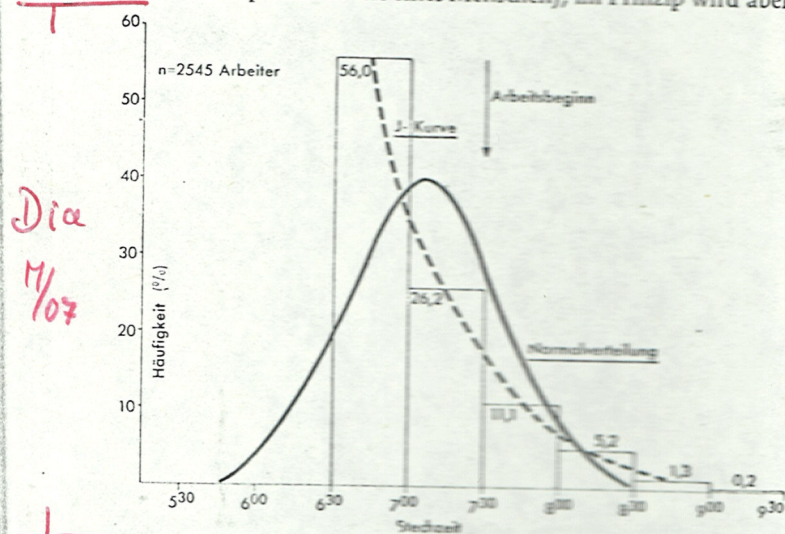


Abb. 72: Die J-Kurve (nach E. H. Allport)

der Unterschied zwischen normal und abnorm als ein solcher von qualitativer Natur aufgefaßt. Soziale Systeme jeder Größenordnung bedienen sich idealer Normen zur Steuerung des Verhaltens ihrer Angehörigen, von denen sie in einzelnen Daseinsbereichen absolute, in anderen nur eine weitgehende Konfor-

### Normalitätsbegriff

mität verlangen (→ Völkerpsychologie). Die Wirksamkeit eines institutionellen Zwanges zu normgerechtem Verhalten läßt sich vielfach daran erkennen, daß die Ereignisverteilung dem Typus einer sog. »J-Kurve« (*E. H. Allport*, 1934) entspricht. Zur Veranschaulichung diene die Pünktlichkeit der Arbeiter eines industriellen Betriebes, in dem der Arbeitsbeginn auf 7.30 Uhr festgesetzt ist (Abb. 72). Rechnet man etwa 15 Minuten auf den Weg vom Eingangstor bis zum Arbeitsplatz, so ergibt sich aus der Verteilung der Stechzeiten, daß etwa 75 Prozent der Beschäftigten zeitgerecht eintreffen. Die zum Vergleich eingezeichnete Gaußsche Normalverteilung läßt erkennen, daß es sich hier wie in zahlreichen analogen Fällen um eine institutionelle Beschränkung der Variationsweite handelt.

3. Die *funktionale Norm* verzichtet auf die Herstellung eines Bezuges zwischen den Erscheinungs- und Verhaltensweisen des Individuums und denen der Allgemeinheit einerseits (statistische Norm) oder einer absoluten Wertlehre andererseits (Idealnorm); sie definiert als »normal« vielmehr den einem Einzelwesen hinsichtlich seiner Zielsetzungen und Leistungen gemäßen Zustand. Während z. B. die ideale Norm die Feiertagsarbeit untersagt und die statistische Betrachtungsweise deren relativ geringe Häufigkeit feststellen kann, mag es zu den Besonderheiten einer bestimmten Persönlichkeit gehören, daß diese gerade an Feiertagen gern, erfolgreich und ohne ihre Gesundheit zu schädigen schafft, so daß diese Arbeitszeit für sie unter dem funktionalen Aspekt als normal anzusprechen wäre. Die Anerkennung funktionaler Normen charakterisiert viele utopische Sozialgebilde, die sich meistens unter die Devise der Freiheit des Individuums stellen; sie erfolgt jedoch in Gemeinschaften, die auf längere Dauer funktionieren, nur in einem sehr geringen Umfange.

Statistische und ideale Normen hängen insofern miteinander zusammen, als die erlebte Schwere des Verstoßes gegen eine ideale (sittliche) Norm der Seltenheit solcher Abweichungen proportional zu sein pflegt. Läßt man z. B. eine Reihe von Straftaten nach der Größe des Abscheus ordnen, den man ihnen gegenüber empfindet, so entspricht diese Rangreihe einerseits ihrer kriminalstatistischen Häufigkeit und andererseits auch dem Ausmaß der für sie verhängten Strafen ziemlich genau (*J. Bernard*, 1949, → forensische Psychologie). Nehmen aus besonderen Gründen gewisse Delikte zeitweilig stark zu (z. B. Käufe auf dem schwarzen Markt in den Nachkriegsjahren), dann wird auch die Beurteilung ihrer Strafbarkeit zusehends milder. Zwischen der Wirksamkeit der Verhaltenskontrolle durch ideale Normen und der Häufigkeit des normgerechten Verhaltens besteht ein Interdependenz-Verhältnis. Auch wer selbst



Hofstätter, P.R.

Artikel: Normalitätsbegriff

1957 Frankf./M. Fischer Lex. Psych. S. 217-221

### Normalitätsbegriff

gegen eine bestimmte Norm nicht verstößt, dürfte angesichts deren häufiger Übertretung an ihrer absoluten Gültigkeit zu zweifeln beginnen. Daher geht die Publizität von Verhaltensweisen, die idealen Normen zuwiderlaufen (z. B. *Kriminalität*, geschlechtliche *Perversionen*, *Alkoholismus*), meistens (ohne dies freilich immer zu beabsichtigen) auf Kosten der Gültigkeit eben dieser Normen. In diesem Sachverhalt wurzelt der Streit um die sog. *Kinsey-Reporte*, in denen die teilweise sehr erhebliche Häufigkeit normwidriger Verhaltensweisen im Sexualleben (*Homosexualität*, vor- und außer-ehelicher Geschlechtsverkehr usw.) berichtet wurde.

Der statistischen Norm verwandt ist die *subjektive Norm* des Betrachters, der auf Grund des seiner Erfahrung zugänglichen Wirklichkeitsausschnittes neutrale Bezugspunkte, das sog. »*Adaptationsniveau*« (→ Psychophysik), bildet. Die Laboratoriumsexperimente von *H. Helson* (1948) und *D. M. Johnson* (1955) zeigen, daß sich bei der Beurteilung von Gegenständen und Ereignissen nach deren Größe, Schwere, Güte usw. in der Regel ein neutraler Wert (z. B. die Kategoriengrenze zwischen »gut« und »schlecht«) einstellt, der bei objektiv meßbaren Merkmalen ziemlich genau dem geometrischen Mittel der zu beurteilenden Gegenstände entspricht. Wir haben allen Grund zu der Annahme, daß die Regel auch dort zutrifft, wo menschliche Verhaltensweisen als »anständig«, »gesund« und im weitesten Sinne als »normal« bezeichnet werden. Im Bewußtsein des Betrachters gibt es daher jeweils zwischen wertvollen und wertwidrigen Erscheinungsformen einen neutralen Bereich, in den z. B. die »kleinen Sünden des Alltags«, aber auch neurotische und psychopathische Absonderlichkeiten geringen Ausmaßes (»normale« Zwangshandlungen, abergläubische Wahnvorstellungen usw.) fallen.

In eigenartiger Weise verflochten sich die drei Begriffe der Normalität in dem schon von *Aristoteles* postulierten Zusammenhang zwischen *Genialität* und *Psychose* (vor allem *Melancholie* und *Epilepsie*), der in neuerer Zeit besonders von *C. Lombroso* (»Genio e follia«, 1864) und von *W. Lange-Eichbaum* (1928) behauptet wurde; *K. Birnbaum* (1924) und *E. Kretschmer* (1929) messen der »hysterischen Veranlagung« für die schöpferische Tätigkeit besondere Bedeutung zu. Dagegen betont *G. Révész* (1952) wohl zu Recht, daß »die Anzahl der angeblich psychopathischen und geistesgestörten Genies bei weitem nicht zur Aufstellung einer Korrelation zwischen Genie und abnormer geistiger Konstitution ausreicht... Die Gegenbeispiele sind so zahlreich, daß man eher geneigt ist, geradezu die entgegengesetzte Behauptung aufzustellen, daß nämlich unter den genialen Menschen nur ganz aus-

### Pädagogische Psychologie

nahmsweise solche vorkommen, die an Geisteskrankheiten gelitten haben«.

Im statistischen Sinn sind die Genialen per definitionem »anomal«, das besagt aber noch keineswegs, daß sie auch aus dem Rahmen der idealen bzw. der funktionalen Norm herausfallen müssen. Es kann aber leicht geschehen, daß auch dieser Anschein erweckt wird, weil aus dem Leben eines Genialen Details bekannt werden (z. B. Zornausbrüche, schwermütige Anwendungen, Liebeserlebnisse), die beim Gros der Bevölkerung zwar kaum seltener sind, die aber nicht eigens berichtet werden. Hinzu kommt allerdings die soziale *Außenseiter-Stellung* mancher Genialer, die diese einerseits leicht in eine menschliche Notlage treibt und die sie andererseits zu bevorzugten Zielscheiben für die *Projektion* sowohl positiver wie negativer Einstellungen der Betrachter werden läßt (→ Gruppendynamik).

In der klinischen Psychologie empfiehlt sich größte Zurückhaltung bei der Bezeichnung eines Menschen als »abnorm«, da sie die Besonderheit eines Zustandsbildes meist nicht wesentlich aufklärt, dafür aber den so Charakterisierten subjektiv in eine soziale Sonderrolle versetzt. Nicht selten besteht der erste Beitrag, den eine *psychologische Beratung* zur Versöhnung eines Menschen mit seinem Leben zu leisten vermag, in dem Hinweis darauf, daß seine Probleme keineswegs so ganz außergewöhnlich sind. Menschen, die mit sich selbst und ihrer Welt uneins sind, neigen in der Regel zu übertriebenen Vorstellungen hinsichtlich der Distanz, die sie vom Gros ihrer Mitmenschen trennt.

**Pädagogische Psychologie.** Bis in die jüngste Vergangenheit bestand ein so enger Zusammenhang zwischen Pädagogik und Psychologie, daß beide Fächer häufig in der Person eines Lehrstuhlinhabers vereinigt wurden. In Anbetracht der fortschreitenden Spezialisierung auf beiden Gebieten und des Anwachsens der Studentenzahl würde diese Praxis heute zu einer völlig unzumutbaren Überbelastung führen, obwohl sich die Grenze zwischen den beiden Disziplinen nicht völlig scharf ziehen läßt. Gemeinsame Anliegen bestehen mindestens auf vier Problemgebieten der Psychologie: 1. die *Entwicklungspsychologie* des Kindheits- und Jugendalters; 2. das Studium der *Lernvorgänge*; 3. die Konstruktion von *Begabungstests*; 4. die *Sozialpsychologie kleiner Verbände*, z. B. der Schulklassen. Dazu gesellt sich in steigendem Maße das heilpädagogische Interesse an der Beratung Heranwachsender in Konfliktsituationen (»*Psychagogik*«). Ein sehr erheblicher Teil der Lehrmeinungen, die in den Bestand der Psycho-